

Mehrsprachige Schweizer sind gesucht

Zurzeit wird in der Schweiz heftig über das Frühfranzösisch diskutiert. Dabei wird des öfteren ins Feld geführt, dass Englischkenntnisse doch auch im Berufsleben meist genügen. Dem widersprechen Personalrekrutierungsfachleute. Marie-Emmanuelle Messabih, Senior Consultant bei der auf die Besetzung von Führungspositionen spezialisierten Schilling Partners AG in Zürich, ruft zu einer differenzierten Sichtweise auf. «Für die auf den Binnenmarkt orientierte Wirtschaft bleibt Französisch sehr wichtig», sagt sie. Fachkräfte und Führungspersonen, die mehr als Deutsch und Englisch sprechen, würden im Arbeitsmarkt als Perlen gehandelt.

Auch Markus Kühne, Leiter der Career & Corporate Services der Universität St.Gallen, stellt fest, dass Unternehmen immer wieder auf der Suche nach mehrsprachigen Schweizern seien. Dies sei weniger eine Frage der Branche, in der ein Unternehmen tätig sei, als seiner Kunden. Es gilt als klarer Wettbewerbsvorteil, sie in der Muttersprache ansprechen zu können. Das gilt auch für Unternehmensberatungen auf dem Schweizer Markt. Im öffentlichen Sektor ist das Beherrschen mehrerer Landessprachen noch gefragter. Ein Beispiel dafür ist das Bundesverwaltungsgericht in St.Gallen, wo viele Welsche und Tessiner arbeiten – in ihrer Muttersprache. (oh) ▶ SEITEN 2+3

Ostschweiz der Sonntags, 24.7.2016

Vor lauter Gerangel um das Erlernen der Landessprachen geht manchmal die Realität der Schweizer Arbeitswelt vergessen, sagt Headhunter Marie-Emmanuelle Messabih.

«Mehrsprachig ist so gefragt wie nie»

ODILIA HILLER

Frau Messabih, Sie sind französischer Muttersprache. Wie schlimm finden es Frankophone, wenn Deutschschweizer mit Accent fédéral auf Französisch radebrechen?

Marie-Emmanuelle Messabih: Das ist überhaupt nicht schlimm! Im Gegenteil: Ich sehe es als schöne Geste, wenn jemand die Anstrengung unternimmt und mir sprachlich einen Schritt entgegenkommt. Es ist ein Zeichen der Wertschätzung, das mich freut. Wer den Versuch wagt, wird also meist mit Sympathiepunkten belohnt.

Sie nennen die Annahme, dass das Französische für die Deutschschweiz an Bedeutung verliert, einen Trugschluss. Weshalb?

Messabih: Zwar hat sich in den letzten Jahrzehnten die Welt für die Schweizer geöffnet, weshalb die Romandie, relativ gesehen, einen kleineren Platz darin einnimmt: Viele Jugendliche machen einen Sprachaustausch in Kanada oder Neuseeland anstelle des Welschlandjahres. Doch für die auf den Binnenmarkt orientierte Wirtschaft bleibt Französisch sehr wichtig – nicht zuletzt, weil man die Kunden in ihrer Muttersprache ansprechen möchte. Dazu gehören die nationalen Vertriebsgesellschaften der Grosskonzerne, die bundesnahen und auf den Binnenmarkt fokussierten Grossunternehmen und nicht zuletzt die vielen KMU, welche den gesamten Schweizer Markt bedienen.

Was übersehen Unternehmen und Arbeitnehmer, wenn sie nur auf Englisch setzen?

Messabih: Auch hier gilt es, den Unterschied zwischen globalen und auf den nationalen Markt orientierten Unternehmen zu beachten. Inlandorientierte Firmen möchten oft nicht auf Englisch als Konzernsprache wechseln. Dann stellt sich aber das Problem, dass Deutschschweizer in Sitzungen über einen Vorteil verfügen, weil sie in ihrer Muttersprache sprechen und sich natürlich gewählter ausdrücken können. Hier bietet sich die Regel an, dass die Sitzungen zweisprachig gehalten werden: Jeder spricht in seiner Muttersprache. Alle müssen jedoch die andere Sprache sehr gut verstehen, um der Diskussion zu folgen.

Weshalb ist die Inlandmobilität der Schweizer Arbeitnehmer so gering?

Messabih: Die Schweizer arbeiten gerne in der Nähe ihres Wohnorts und ziehen nur ungern weit von ihrer Heimat weg. Daneben gibt es natürlich auch Schweizerinnen und Schweizer, die ihre Karriere international ausrichten; diese zieht es dann jedoch eher nach London als nach Neuchâtel. Der Nachteil davon ist ein kleinerer Pool an qualifizierten Schweizer Kandidaten für anspruchsvolle und wichtige Führungsaufgaben. Jede Massnahme, die diesen Pool erweitert, erhöht die Chance, die richtige Persönlichkeit für eine solche Aufgabe zu gewinnen. Dazu gehört auch das Erlernen der Landessprachen, wenn man sich in einer

Schlüsselposition eines in der Schweiz tätigen Unternehmens entwickeln will.

Welche Konsequenzen könnte ein allfälliger Inländervorrang bei der Umsetzung der Masseneinwanderungs-Initiative auf die Sprachenfrage haben?

Messabih: Wir stellen fest, dass sich Unternehmen und Branchen, die auf ausländische Fach- und Führungskräfte angewiesen sind, durchaus jetzt schon Gedanken machen, wie sie den inländischen Pool an Führungskräften besser ausnützen könnten. Ein Beispiel ist die Uhrenbranche des Jurabogens. Einige Unternehmen möchten auch an der ETH Zürich stärker präsent sein, um Deutschschweizer Talente zu gewinnen. Um gewappnet zu sein für den Fall, dass es schwieriger wird, Führungskräfte aus Frankreich zu holen. Arbeitnehmer, die mehrere Landessprachen beherrschen, haben deshalb einen Wettbewerbsvorteil.

Gibt es Branchen, wo Englisch «genügt»?

Messabih: Es geht weniger um die Branche, als um die Kundenbasis des Unternehmens: Global operierende Netzwerk-Provider beispielsweise sind in Zürich, um die Headquarters der hier ansässigen global tätigen Unternehmen zu versorgen. Weil diese Kunden meist Englisch sprechen, ist das auch ihre eigene Arbeitssprache. Für IT-Dienstleister, die auch KMU ansprechen, reicht Englisch dagegen nicht aus. Fehleinschätzungen haben hier reale Auswirkungen: Ich kenne den Fall einer Unternehmensberatung, die in die Westschweiz expandieren wollte und dabei einzig auf Englisch setzte; schliesslich verstehen die meisten Kunden Englisch ganz gut. Nach sechs Monaten und sehr schleppender Kundenakquise mussten sie einsehen: So geht es nicht! Die Erkenntnis war, dass man lokale Kunden doch am besten in ihrer Muttersprache anspricht.

Können Sie Beispiele für Unternehmen nennen, die speziellen Wert auf das Beherrschen mehrerer Landessprachen legen?

Messabih: Bei den Krankenkassen und Versicherern sind in den obersten Führungsebenen beide Landessprachen stark vertreten. Sie alle haben ihre Kunden in der ganzen Schweiz. Um erfolgreich zu sein, müssen sie alle kompetent ansprechen.



Marie-Emmanuelle Messabih
Senior Consultant Schilling Partners AG

Demain, je commence à apprendre le Suisse allemand!

Die

ODILIA HILLER

Das Bundesverwaltungsgericht (BVGer) in St. Gallen ist ein Spezialfall der gelebten Mehrsprachigkeit am Arbeitsplatz. 8465 Streitsachen sind im Jahr 2016 dort eingegangen, davon 5194 auf Deutsch, 2938 auf Französisch und 333 auf Italienisch. Da die Urteile gemäss Gesetz in der Sprache der eingegangenen Beschwerde verfasst werden, ist der Kreis der Mitarbeitenden entsprechend vielfältig: Zurzeit sind 67 Prozent der Belegschaft deutsch, 25 Prozent französischer und sieben Prozent italienischer Muttersprache.

In der Cafeteria äussert sich dies in einem bunten Sprachengewirr. Wobei im 2012 neu bezogenen Gerichtsgebäude grundsätzlich gilt: Jeder spricht in seiner Muttersprache. «Die Mehrsprachigkeit wird bei uns wahrhaftig gelebt, und man geht davon aus, dass man in der eigenen Sprache von allen verstanden wird», sagt Rocco Maglio, Medienverantwortlicher des BVGer. Als es darum ging, die 36 Vorgängerorganisationen des BVGer, die alle im Raum Bern angesiedelt waren, in St. Gallen zu einem neuen Gericht zusammenzufassen, gab es laute Diskussionen. Wären die ans Mittelland gewöhnten Romands und Tessiner überhaupt bereit, in

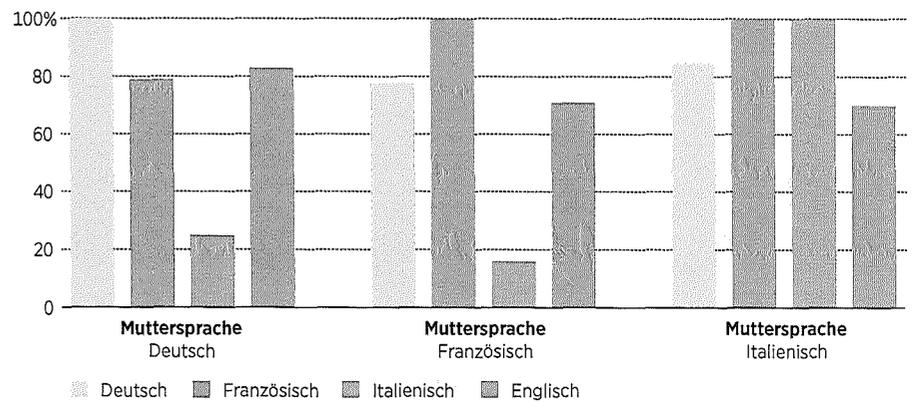
Ostschweiz am Sonntag, 24.7.2011



Gehst du am Wochenende nach Neuchâtel?

Sole oggi, pioggia domani - non capisco più niente!

Sprachkompetenz in den Führungsgremien der Schweizer Kantonalverwaltungen 2016



Quelle: Schilling Report Public Sector 2016, Grafik: oas/Stefan Bogner

An kaum einem Ort wird die Schweizer Vielsprachigkeit im Berufsalltag so gelebt wie am Bundesverwaltungsgericht St. Gallen. Ein Viertel der Mitarbeitenden sind Welsche.

«Suisse miniature» im Osten

die Ostschweiz zu zügeln? Heute, vier Jahr später, sagt Maglio: «Es sind nicht alle mitgekommen. Aber die, die gekommen sind, fühlen sich hier wohl.» Es gebe Wochenaufenthalter und solche, die sich hier niederliessen. Probleme, die französisch- und italienischsprachigen Stellen zu besetzen, gebe es keine. «Natürlich, manche sind gekommen und wieder gegangen.» Das Thema Arbeitsort tangiere schliesslich bei vielen die ganze Familie und werfe Fragen auf. Maglio verhehlt nicht, dass die Personalfuktuation in den beiden Jahren rund um den Umzug rund 25 Prozent betrug. «Das ist viel. Da gingen Wissen und Know-how verloren.» Danach habe sich die Situation jedoch rasch eingependelt.

Kulturelle Unterschiede im Kleinen

Pierre-Emmanuel Ruedin aus Neuchâtel ist Gerichtsschreiber an der Abteilung II des BVGer. Er hatte «von Anfang ein gutes Gefühl» in der Stadt St. Gallen, auch wenn er davor erst einmal da gewesen war: ein Besuch der Stiftsbibliothek im Jahr 2008. Heute lebt er mit seiner Frau, einer Französin, und zwei Töchtern in der Stadt – und fühlt sich wohl. Integriert fühlt er sich nicht zuletzt durch seine Kinder: Krippe und Nachbarn machen Kontakte zu den Deutschschweizern möglich und selbstverständlich. Während seine Töchter längst im St. Galler Dialekt parlieren, bedeutet die Mund-

art für den 39-Jährigen vorläufig noch die grösste Hürde. «Solange man es nicht erlebt, macht man sich keinen Begriff, wie weit Dialekt und Hochdeutsch auseinander liegen», sagt der Jurist und ausgebildete Tenor, der durch sein Gesangsstudium bei einer Deutschschweizer Professorin, aber auch dank einem Studienjahr in München sehr gut Deutsch gelernt hat. «Ich wäre schon froh, Schweizerdeutsch besser zu verstehen», sagt Ruedin. Ans Sprechen wage er noch nicht einmal zu denken. Am Gericht herrsche eine offene Atmosphäre, auch in Sachen Sprache. «Viele haben Ausländerfahrungen oder bereits früher in anderen Landesteilen gearbeitet oder studiert.» Zwar sei es in der Praxis nicht immer so, dass jeder den anderen in der eigenen Muttersprache anspreche – oft wähle man der Einfachheit halber eine Sprache, um die Konversation nicht in Stocken zu bringen. Kulturelle Unterschiede gebe es nur im Kleinen: «Man hört mehr Deutsch in der Cafeteria, wenn man um 11.30 Uhr zu Mittag essen geht als um 13 Uhr.»

Gute Schweizer sind gesucht

Markus Kühne leitet die Career & Corporate Services (CSC) der Universität St. Gallen. An der Schnittstelle zwischen Studium und Beruf tätig, weiss er einiges über die Anforderungen des

Schweizer Arbeitsmarkts an die HSG-Absolventen – auch in Sachen Sprachen.

«Im betriebswirtschaftlichen Kontext herrschen in der Deutschschweiz Deutsch und Englisch vor», sagt er. Deutschkenntnisse würden im deutschsprachigen Raum noch immer von vielen Arbeitgebern vorausgesetzt – nicht zuletzt, weil es in den lokalen Büros die vorherrschende Alltags- und Umgangssprache sei. Gerade aus dem Umfeld der Unternehmensberatungen höre er deshalb von den Arbeitgebern oft: «Wir brauchen gute Schweizer.»

«Lieber eine gut beherrschen»

Das sei vor allem auch eine kulturelle Frage, sagt Kühne. Wer Schweizer Unternehmen berät, kann dies nicht ausschliesslich mit ausländischen Fachkräften tun. Das sei den meisten Unternehmensberatungsfirmen bewusst, weshalb sie immer wieder auf mehrsprachige Schweizer angewiesen seien. Erweitert auf die Frage der Landessprachen lasse sich deshalb durchaus eine Verknüpfung machen: «Wer nahe beim Kunden sein möchte, spricht mit Vorteil dessen Sprache.» Das heisse in der Schweiz nicht so selten auch Französisch oder Italienisch. Kühne ist der Ansicht, dass die traditionelle Vielsprachigkeit der Schweizer auch im internationalen Kontext ein Alleinstel-

lungsmerkmal sei, das nicht leichtfertig aufgegeben werden sollte. Mit einer Einschränkung: «Im Arbeitskontext würde ich in Bezug auf Fremdsprachen raten, lieber eine Zweitsprache gut zu beherrschen als mehrere davon nur halbzeitig.» Ein paar Brocken in vielen verschiedenen Sprachen absondern zu können, wirke zwar sympathisch – «aber arbeiten kann man damit nicht».

In der Ostschweiz stelle er immer wieder fest, dass Arbeitgeber manchmal sogar Mühe hätten, qualifizierte Mitarbeitende zu finden, die ein genügend hohes Level im Englischen mitbringen. Kühne betont aber, dass vor allem die Jungen sprachgewandter geworden sind. «Mit der Globalisierung ist auch die Sprachkompetenz gestiegen – und die Möglichkeiten, eine Sprache zu erlernen, sind vielfältig: Sprachaufenthalte, Austauschsemester und Online-Kurse machen es heute leichter, aus der in der Schule erlernten Basis mehr zu machen.» Wie die auf die Rekrutierung von Führungskräften spezialisierte Personalberaterin Marie-Emmanuelle Messabih (siehe links) beobachtet er, dass die Mobilität auf dem internationalen Arbeitsmarkt tendenziell grösser ist als zwischen den Landesteilen – wohl auch aus sprachlich-kulturellen Gründen. Ob sich das im Zuge der Umsetzung der Masseneinwanderungs-Initiative ändern könnte, wagt er nicht vorauszusagen. ▶ SEITE 15

«Mehrsprachigkeit wird bei uns wahrhaftig gelebt.»

Rocco Maglio
Mediensprecher BVG